

Badische Landesbibliothek Karlsruhe

Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe

Der Volksfreund. 1901-1932 1913

144 (24.6.1913) Unterhaltungsblatt zum Volksfreund, Nr. 47

Einmalig auf
der Reichs-
tagung in
München am
1. März 1913.
Die Reichs-
tagung in
München am
1. März 1913.
Die Reichs-
tagung in
München am
1. März 1913.

Unterhaltungsblatt zum Volksfreund.

Dr. 47. Karlsruhe, Dienstag den 24. Juni 1913. 33. Jahrgang.

Inhalt der Nr. 47:
Das Geheimnis der Frau Maria Stettmann. — Das Gläserkind. — Allerlei. — Für unsere Frauen. — Eingegangene Bücher und Zeitschriften.

Das Geheimnis der Frau Maria Stettmann.

Novelle von Hermann Horn (Stuttgart). (Nachdr. verb.)

Ein Duzend Jahre mochte es her sein, daß sich die Stettmanns in dem kleinen Städtchen angesiedelt hatten. Die Frau hatte das so gewünscht. Auf einer städtischen Wiese in der Nähe des Bahnhofs war ein Fabrikbau entstanden, in dessen hohe, dunkle Fensterreihen sich an den Sommerabenden die Sonne glühend vergrub. Kleine Arbeiterhäuschen waren an einer neuen Straße gefolgt und aus dem dunklen Walde, der von den Bergen bis auf die alte Stadtwiese herabfiel, leuchtete ein weißes Haus. Da wohnten Stettmanns im kühlen Schatten und Schweigen des Waldes.

Er war einer von denen, die ruhig und stetig sich in ihre Arbeit versinnen und dann gern mit der tintengefüllten Feder in der Hand den andern zuhören, lieber erwägend, als befehlend. Dazu hatte er rote Backen und seine rötlich-blonden Haare kräuselten sich stark an den Schläfen.

Am liebsten hörte er seiner Frau zu, denn sie war die „Seele“ des blühenden Geschäfts. Aber doch diente sie ihm wie allen, still und bescheiden; nur daß über dieser Beweglichkeit eine leichte Trauer lag. Sie lachte nicht, sie lächelte. Sie war einer von den heiligen Menschen, die unter dem nun geschlossenen Entschluß stehen, zu dienen. Und so hatte ihr Wesen ohne Widerstand die stille Melancholie des Waldes angenommen, unter der sie lebte wie die punktlige Tätigkeit der Fabrik, der sie und ihr Mann dienten.

Stettmanns hatten keinen Verkehr gesucht, waren jedoch naturgemäß im Laufe der Jahre mit vielerlei Leuten in Verührung gekommen. Dabei war die Frau in den Vordergrund getreten und hatte weit in der Umgebung eine Erscheinung bekommen, wie ein erleuchtetes Bild. Ihr wunschloser, gleichartig bleibender Zustand aufopfernder Beweglichkeit hatte so viel Segenbringendes, aber auch so Schreckliches für den harmlos in seiner Bestimmung verlorenen und strebenden Menschen, daß man sich ihn nur durch die Bewunderung vom Leibe halten konnte. An allen Unternehmungen für die Wohlfahrt der Bevölkerung nahm sie teil; ihre Arbeiter hatten mustergültige Einrichtungen. Mit allen konnte sie gleich still und gut verkehren, so weit hielt das Licht, das von ihr ausging, alle fern. Und auch ihr Mann machte davon keine Ausnahme.

Nur einen Zug erzählte man sich von ihr, den man nicht mit ihrer Erscheinung zu verbinden wußte, den man aber ruhig als etwas Geheimnisvolles für sich stehen ließ. Bei einem Manöver, das bis an das Städtchen spielte, hatte man sie einmal mit Offizieren hoch zu Ross gesehen; man wußte, daß sie eines Oberstleutnants Tochter war. Da sollte sie plötzlich davongesprengt sein und stundenlang einen wilden, einsamen Ritt getan haben. Erst spät in der Nacht sei sie mit dem fast zu Tode gekehrten Pferde in den Fabrikhof eingeritten. Reiten hatte sie nie mehr jemand gesehen. Mancher, der tief vor ihr den Hut zog, wenn die hohe, etwas starke Gestalt in der Straße an ihm vorbei kam, dachte, er möchte sie nur einmal so reiten sehen.

So war es aber gekommen, daß Frau Maria für immer dem süßen Leben entsagt hatte. Weniger Tage hatte die hämmerebewaffnete Faust des Schicksals bedurft, die Brücken zu zerklaffen, die dahin führten.

Sie war 25 Jahre alt. In dem Krankenzimmer eines Sanatoriums lag es an. Er schöpft von Nachtwachen ging sie ans Fenster und sog die Nachtluft ein. Eine rätselhafte Frühlingsnacht lag draußen in der Landschaft. Tiefe Dunkelheiten starrten, und wo der Morgenwind kühl sich dehnte, ahnte man blühende Bäume. Die Sehnsucht weitete ihr Herz und dahinter kroch eine schwarze Angst herauf, die alles in graufiger Stetigkeit an sich zog.

Als sie sich umwandte, sah die dem Tode Geweihte mit stillen und fröhlichen Blicken nach ihr. „Maria“, sagte sie, „ich glaube, ich schlag dem Tod nochmal ein Schnippen. Ich fühle mich so wohl und hab eine unbedingliche Sehnsucht nach einem Kalbsfotelett mit Bohnensalat. Besonders Bohnensalat, den möchte ich.“

Als das Mädchen schwieg, sah sie nach ihr. „Was haben Sie, mein liebes Fräulein?“

Da setzte sich Maria mit gekemtem Blick auf einen Stuhl neben das Bett, fuhr mit ihren Händen übers Kleid und begann dann, immer die Augen niedergeschlagen, mit dumpfer Stimme zu sprechen. „Gnädige Frau, ich bin nun schon vier Jahre bei Ihnen gegen ein Taschengeld, wie es ausgemacht war, und es ist mir oft schwer gefallen, denn ich bin noch jung, aber ich glaube, ich habe an Ihnen getan, was ich tun konnte. — Ich bin arm — Sie haben mir oft versprochen, mich in Ihrem Testament zu bedenken. — Ich wünsche Ihnen gewiß ein langes Leben, und gerade weil Sie sich jetzt wieder so wohl fühlen. — O gnädige Frau, es hängt so viel für mich davon ab, daß ich nicht auf einmal vor nichts stehe. Ich bitte, gnädige Frau!“ Sie senkte tief in Scham und Schmerz das abschlonde Haar und als sie aufsaß, fing sie just einen bitteren, traurigen Blick der Kranken auf.

„Schellen Sie,“ sagte die, und dann: „wieviel wollen Sie?“

„Wenn ich, die — die Kaution — dann —“ Sie sprang auf und vergaß alles, in ihrer Stimme klang Jubel, „dann könnte ich ihn heiraten.“

Die Kranke erwiderte nichts. Mit Hilfe der Wärterin schrieb sie: „Vor der gesetzlichen Teilung meines Vermögens soll Fräulein Maria Stetten 50 000 Mk. in Wertpapieren erhalten.“

Maria überflog das Papier, die Tränen schossen ihr hervor, sie stürzte an dem Bett der Kranken nieder. Da hörte sie jenes heisere Geflüster der bewußtlos Ziehernden wieder, das all diese Tage die nimmer enden wollende Agonie der Sterbenden bedeutet hatte. Doch war ein bitteres Lachen dazwischen: „Nun hat man mich um meinen letzten Wunsch gebracht — — Ha — wo bleibt mein Bohnensalat? — Und wenn man zu meiner Leiche geht — So — so — der Offizier steckt Ihnen immer noch im Kopf, liebes Kind — — Ja — ja — und dann schloß ein helles „Ha — ha“ den Reigen für eine Weile.

Da erbehte Maria Stetten in einer Erregung des Grauens und plötzlich sah sie das bittere, traurige Bittern dieses Frauenauges, das im Augenblick vorher so fröhlich geblüht hatte und schlug in erneuter Scham und Schmerz die Hände vors Gesicht. Ach, daß sie so etwas hatte tun müssen!

Aus dieser Agonie erwachte die Kranke nicht mehr

Nachdem sie gestorben war, begab sich Fräulein Stetten in das Hotel des Städtchens und legte sich zu einem tiefen Schlaf, der an die 24 Stunden währte. Seiner und fröhlich erwachte sie. Der Himmel strahlte in Blau. Verheerungsgewitter wiegte sich in seiner Unendlichkeit und vor ihrem Fenster blühte ein Apfelbaum. Ein buntes Vogelchen hüpfte zwischen den Rosenknospen und guckte mit seinen dunklen Augenknöpfchen nach ihr. Sie vergaß die nackten Arme tief in das kühle Wasser des Waschbeckens und freute sich ihrer weichen Kühle, wenn sie die Wangen

Die bürgerlichen Frauen werden die Wahrung Gabriele Neuters, die doch eine der übrigen ist, nicht beachten. Sie freuen sich, daß sie „gesellschaftsfähig geworden“ sind. Und sie werden sich weiter bestreben, durch Verwässerung der Prinzipien und Verwischung der Gegensätze die rechtsstehenden Frauen heranzuziehen. Was liegt ihnen daran, daß sie mit jedem Schritt nach rechts sich so viel weiter von der Arbeiterinnenbewegung entfernen, die schließlich doch die eigentliche Trägerin der Frauenrechtsidee ist. Ihnen ist nicht der Kampf um Ideale die Hauptsache, sondern die Schaffung großer Vereine, und zu diesem Zweck machen sie Konzeption an das Spießbürgertum und an die Reaktion.

Die norwegische Frauen haben, wie vorausgesehen war, das allgemeine politische Wahlrecht erhalten. Selbst die konservativen, die sich bisher gegen die Ausdehnung des beschränkten Frauenwahlrechts getraut hatten, stimmen jetzt dafür. Damit werden etwa 230 000 Frauen mehr wahlberechtigt.

Trotzdem ist es sehr fraglich, ob weibliche Parlamentarier bei der nächsten Wahl in den Storting einzeln werden. In Norwegen besteht nicht das System der Proportionalwahl und außerdem muß der Kandidat in dem Bezirk wohnen, in dem er aufgestellt ist. Durch das Fehlen des Proportionalwahlsystems werden die Frauen besonders benachteiligt. Die Parteien denken nicht daran, ausschließliche Wahlkreise für Frauen zu überlassen, sondern führen sie solchen Männern, die bereits im parlamentarischen Leben erprobt sind oder von denen sie glauben, daß sie den betreffenden Wahlkreis erobern werden. Es würde stets ein gewagtes Experiment sein, eine Frau aufzustellen, und man müßte immer mit der Möglichkeit rechnen, daß dieser oder jener Kreis verloren geht. Dem mag sich keine Partei aussetzen. Wo jedoch nach dem Proportionalwahlssystem gewählt wird, ist es eher möglich, weibliche Kandidaten auf den Listen mit durchzubringen.

Bei den Wahlen im Jahre 1912 war die Wahlbeteiligung der norwegischen Frauen in den Stadtbezirken größer als die der Männer. Sie werden jedoch ihre Anstrengungen noch verstärken müssen, wenn sie einer Frau zu einem Parlamentsmitglied verhelfen wollen. Die deutschen Frauen können allerdings noch nicht einmal daran denken, bei kommunalen oder gar bei politischen Wahlen ihre Stimme abzugeben. Sie sind noch unendlich weit von der Stellung der Norwegerin im öffentlichen Leben entfernt, daß sie neidisch nach diesem Lande blicken, das die Staatsbürgerrechte erweitert und die Rechte der Krone mehr und mehr zu verkürzen bestrebt ist.

Frauenwahlrecht in Italien abgelehnt. Gelegentlich der parlamentarischen Diskussion des Gesetzesentwurfs über das allgemeine und gleiche Wahlrecht erschien eine Abordnung der italienischen Frauenstimmrechtlerinnen bei den Führern der verschiedenen Fraktionen, um sie für eine von ihnen eingereichte Frauenstimmrechtspetition zu gewinnen. Einige sagten ihre Unterstützung zu. Eine andere Deputation begab sich zum Ministerpräsidenten.

In der Kammer hatte die Petition ein ähnliches Schicksal, wie die Frauenwahlrechtsbill im englischen Unterhaus. Mehrere Redner verteidigten die Forderung der Frauen, aber der Ministerpräsident drohte mit der Zurückziehung der Wahlrechtsvorlage, wenn das Frauenwahlrecht bewilligt würde. Das gab den Ausschlag. Der Antrag wurde abgelehnt; nur noch 47 Abgeordnete stimmten dafür.

Eingegangene Bücher und Zeitschriften.

(Alle hier verzeichneten und besprochenen Bücher und Zeitschriften können von der Parteibuchhandlung bezogen werden.)

Internationales Jahrbuch für Politik und Arbeiterbewegung. Von diesem in unserem Berliner Parteiverlag erscheinenden Geschichtskalender gelangt soeben das erste Vierteljahrsheft des 2. Jahrgangs zur Ausgabe. Der Band des Internationalen Jahrbuchs liegt darin, die Tagesereignisse zu sichten und von Tatsachen, die als historisch bedeutsam erkannt sind, mit größtmöglicher Genauigkeit Bericht zu geben. Auf diese Weise wird sich das Werk in seinen fortlaufenden Bänden zu einem Nachschlagewerk gestalten, das nur augenblicklich Interessierendes unberücksichtigt läßt, aber auf Fragen nach wichtigen Vorgängen vergangener Jahre richtige und möglichst erschöpfende Antwort gibt.

Unsere kurze Inhaltsangabe zeigt schon, daß das Internationale Jahrbuch für jeden Politiker, Gewerkschaftler, Genossenschaftler, Agitator, Redakteur ein überaus wichtiges Nachschlagewerk ist, das fernesthin kaum wird entbehrt werden können. Das Internationale Jahrbuch erscheint in vier Heften jährlich und kostet pro Jahr 10 Mk., oder in einem Halbjahresband zum Preise von 12 Mk. durch die Buchhandlungen zu beziehen. Dasselbst werden auch Bestellungen auf den zweiten Jahrgang angenommen.

Für unsere Frauen.

Die konservative Gefahr.

Der Jubiläumslärm wird nun endlich bald vorbei sein, und dann verblaßt auch allmählich die Erinnerung an all die geprengten Feierartikeln in der bürgerlichen Presse und die Festreden, mit denen Wilhelm II. bedacht worden ist. Empfang man es schon peinlich, daß an dem Jubiläumstrummel liberale Männer in ziemlich erheblichem Maße beteiligt waren, so glaubte man zunächst seinen Augen nicht zu trauen, als man von Festlichkeiten las, die von „fortschrittlichen“ Frauen zur Feier des Regierungsjubiläums arrangiert worden waren. Liberale Frauen haben geredet, geschrieben und gefaselt zu Ehren des Kaisers, der von der politischen Frau nichts wissen will. Kann man noch weiter gehen in der Selbsterniedrigung?

Unter den scheidenden Frauen fällt eine auf. Gabriele Neuter, die tapfere Schriftstellerin, die in ihren ersten Romanen das Elend der jungen Mädchen „aus guter Familie“ so anschaulich geschildert hat, mahnt im „Tag“ die deutschen Frauen zur Dankbarkeit gegen Wilhelm II. Sie bedauert, daß man nichts von einem Jubiläumstrzuge der Frauen hört. „Denn jede einzelne deutsche Frau, ob alt oder jung, ob vornehm oder gering, ob konservativ, fortschrittlich oder sozialdemokratisch geworden, verdankt unserem Kaiser Unermüdeliches — verdankt ihm fünfundsiebzig Jahre Frieden!“ Für den Frieden dankbar, o gewiß, das sind viele deutsche Frauen, die Arbeiterinnen an erster Stelle. Aber sie danken den Frieden nicht dem Kaiser, der ihn oft genug durch impulsive Reden und Handlungen gefährdet hat, sie danken ihm der organisierten Arbeiterkraft, die durch ihre beständige Friedenspropaganda und durch die Schaffung enger Beziehungen zu den Arbeitern der andern Länder mehr zur Erhaltung des Friedens getan hat, als irgend jemand sonst in Deutschland. Gabriele Neuter sieht das nicht, und wir verdanken es ihr nicht, denn sie lebt in einer anderen Welt und kennt die Bestrebungen der Arbeiterkraft nicht aus eigener Anschauung.

Der Frieden, das ist aber auch der einzige Grund zur Dankbarkeit, den Gabriele Neuter anerkennt. Es bleibt nicht mehr, nachdem wir bewiesen haben, daß auch hierfür der Dank nicht Wilhelm II. gebührt. So unterscheidet sie sich vorteilhaft von den anderen jubelnden Frauen, und wenn wir auch manche in ihrem Artikel „Die deutsche Frau im Zeitalter Wilhelms II.“ niedergelegte Auffassung nicht teilen können, so wollen wir doch auf den Teil des Aufsatzes aufmerksam machen, in dem sie über die Gefahr spricht, die das Eintreten der konservativen Frauen in das politische Leben für die Frauenbewegung in sich birgt.

Gabriele Neuter meint, daß die evangelische Kirche sich zu sehr nach dem Lebensideal der adligen Dame gerichtet habe, daher komme „das Beharren in der Tradition an Stelle des persönlichen Erlebens — die Befangenheit und Intoleranz fremden Daseinsverständnisses gegenüber.“ Und sie fürchtet, daß der Geist der adligen Dame in der bürgerlichen Frauenbewegung ähnliche Wirkungen ausüben könnte, wie in der evangelischen Kirche. „Er kann Vorurteile aufzwingen, kann troche Lasterkraft für manche Arbeitsgebiete, die ansäßig erscheinen, lähmen. Er kann sanft und lächelnd zu einem formvollendeten Stillstand führen.“ Diese Gefahr droht nicht nur, solche Einflüsse sind schon seit langem wirksam. Ihnen ist es zuzuschreiben, daß dem Bund für Mutterchutz die Aufnahme in den Bund Deutscher Frauenvereine verweigert wurde. Offiziell lehnt man ihn ab, weil er „familienzerstörende Tendenzen“ habe; wieviele Mitglieder mögen aber durch die Angst vor der Beschäftigung mit so „ansäßig“ Fragen, wie der Schutz der illegitimen Mütter und Kinder zur Ablehnung gebracht worden sein! Im Bund Deutscher Frauenvereine ist Einheitlichkeit in allen Fragen höchstes Prinzip. Es sollen nicht Kämpfe ausgetragen werden, sondern das Gemeinschaftliche über alles gestellt werden. Das bedeutet schneckenhaft langames Fortschreiten. Kommen die wirklich konservativen Frauen auch noch zum Bund, so wird auch der letzte Rest von Fortbewegung aufhören und völliger — Frau Neuter sagt so hübsch „formvollendet“ — Stillstand eintreten.

Der gleiche Vorgang wiederholt sich bei der bürgerlichen Frauenstimmrechtsbewegung. Sie war im Anfang radikal. Durch das Zutreten gemäßigterer Elemente und das Beständige Betonen der Neutralität, das soweit ging, daß von Politik überhaupt nicht mehr geredet werden durfte, nahmen die Verbände zwar an Zahl zu, jedoch an Kraft und Kampfesfreude ab. So kam es schließlich zu einem vollständigen Stagnieren in einer Zeit, wo die proletarische Frauenbewegung glänzende Fortschritte gemacht hat.

daran presste. Dann zog sie eine durchbrochene, schwarze, seidene Bluse darüber, nachdem sie die schweren Flechten um den Kopf gelegt.

Vorbei, vorbei waren die furchtbaren Jahre der Dienstbarkeit — nur lag das Leben vor ihr.

Es klopfte, und das Stubenmädchen trat ein. Die Verwandten der verstorbenen gnädigen Frau seien da, ob das Fräulein nicht zu ihnen hinunterkommen möchte.

Da überzog ihr Gesicht eine leichte Blässe. Sie sagte sich jedoch gleich in ihrer bangen Erregung, nahm ihr Täschchen vom Tisch und ging mit leichten Bewegungen die Treppe hinab.

Die Verwandten erwarteten sie in einem kleinen Nebenlokal der Restauration. Sie sahen an der langen, weißgedeckten Wirtshaustafel des schmalen Raumes unter Trinkhörnern, Photographien und den Bildern der Landesfürsten.

Als sich die hohe, weiße Flügeltür zum großen Speisesaal hinter ihr schloß, fühlte sie die Spannung, die in all diesen Menschen lag. Sie sahen alle ein wenig vor sich hin, nur am obersten Ende der Tafel saß eine staatliche Dame mit einem zweiwöchigen Kinde auf dem Schoß, die warf ihr einen herausfordernden Blick der Musterung zu.

„Bitte, nehmen Sie Platz, Fräulein,“ sagte der einzige Herr, der in der Mitte der Tafel saß und seinen weißen Kopf, aus dem die Haut rosig schimmerte, über Papier gebeugt hielt.

„Ich danke,“ erwiderte sie und blieb stehen. „Gut,“ begann er nach einer Pause, „unsere liebe Tante ist tot und da sie doch zur Verbrennung übergeführt wird, sind wir einstweilen zu gewissen Abmachungen gekommen, wenigstens Ihnen gegenüber — bevor wir die Angelegenheit dem Nachlassrichtersgericht übergeben.“

Die andern nickten kräftig mit dem Kopfe. „Unsere weiland Tante stand sehr unter Ihrem Einflusse. Das ging so weit, daß sie mit Ueberspringung ihrer nächsten Verwandten Ihnen sogar Generalvollmacht über ihr Vermögen erteilte im letzten Jahre ihres Lebens.“

„Frau Brand stand nicht unter meinem Einflusse, wie Sie sagen, sondern hat mir aus freien Stücken diese Generalvollmacht erteilt. Im übrigen kann ich auf Heller Pfennig Rechenschaft ablegen.“

„Gut — das soll mich freuen — freuen —. Damals, als ich Sie im Auftrag meiner Tante engagierte, war Ihre Sprache nicht so stolz. Und Sie werden begreiflich finden, daß unser Vertrauen in Ihre Geschäftsführung kein sehr großes sein konnte. — Gut — Ihr verstorbener Vater —“

Fräulein Stetten fuhr stolz auf. „Ich habe mich von allem entblößt, um den Verbindlichkeiten meines Vaters nachkommen zu können, und hoffe, was noch an Ausständen vorhanden ist, im Laufe der Zeit auch noch abzahlen zu können.“

Der Herr lächelte ein wenig ironisch — aber da begann das kleine Kind zu weinen und alles blickte nach ihm. Die Mutter beruhigte es, stellte es auf den Tisch und ihm leise auf den Rücken klopfend, wandte sie halb den Kopf nach dem jungen Mädchen und warf ihr spitze Worte zu: „Wenn Tante nicht unter Ihrem Einflusse gestanden hätte, wie wäre sie dann dazu gekommen, einer wildfremden Person fünf Stunden vor ihrem Tode eine so große Summe zu vermachen, wie sie es getan hat?“

„Ich war ihr keine wildfremde Person — ich kann wohl sagen, ich habe alle meine Kräfte in vier Jahren meines Lebens ihr ganz allein gewidmet. Es war nicht immer leicht, mit ihr auszukommen, aber das hat sie oft anerkannt, daß sie noch nie zu jemand so viel Vertrauen gehabt habe, wie zu mir.“

„Dafür sind Sie bezahlt worden!“

In Marie Stetten wurden in diesem Augenblick eine Anzahl bittere Entgegnungen wild aufgeschleudert. — Ja, erst dreißig, dann vierzig Mark bekam ich im Monat — wenn ich Frau Brand beeinflusst habe, warum habe ich denn nicht schon vorher ein Testament gemacht? Frau Brand hat oft vor Zeugen ausgesprochen, daß sie mich in ihrem Testament bedenken wollte. Aber schließlich sagte sie nichts von alledem. Die traurige Entbindung überkam

sie, daß alles, was sie für diese fremde Frau getan hatte, all ihr stillerwordenes Selbstbewußtsein nicht galt, mit einem Schläge ausgewischt wurde.

So antwortete sie leise:

„Unter diesen Umständen wird es wohl das Beste sein, wenn ich durch meinen Rechtsanwalt weiter mit Ihnen verkehre.“ Nicht leise mit dem Kopfe und ging aus der Tür. Hinter der Tür hörte sie alle erregt durcheinanderschwätzen.

Sie ging still die Treppe hinauf und setzte sich in ihr Zimmer. Das alles fraß tief in ihr. Als ihr Vater, der Oberleutnant, gestorben war und Schulden hinterlassen hatte, hatte sie trotz ihrer Rechte, die ihr aus ihrer Mutter Gut zugestanden hätten, auf alles verzichtet, um nach den Anschauungen ihrer Kreise seine Ehre rein zu halten. Sie hatte sich stolz gebeugt zu aufopfernder Arbeit, in der sie selbst Befriedigung finden wollte, wie es nach den Anschauungen dieser Kreise verlangt würde. So schlug man das nun an. So behandelte man sie, weil sie auch etwas von dem großen, unbedienten Reichtum bekommen sollte. Oder, und gleichzeitig sah sie das bittere Zittern im Auge der Sterbenden, sollte dieser eine Augenblick, wo sie um das ihr öfters Versprochene gebeten hatte, diesen andern das Recht geben, so zu ihr zu sein, hatte sie sich das vorzuerwerfen? — Sie fuhr empor und ging erregt im Zimmer hin und her. O nein — sie wußte es gut — diese Menschen setzten sich über sie, weil sie gedient hatte. Gedient! Sie bebt, wenn sie an all die Kränkungen ihres Stolzes dachte und die heimlichen Tränen. — Diese vier Jahre sollten ausgemerzt sein aus ihrem Leben. Mit „ihm“ wollte sie ein neues Leben beginnen.

Da froh wieder jene schwere Angst in ihr empor, wie am Bette der Sterbenden. Er — wie stand es mit ihm? — Und sie überwand aufs neue die Angst.

Sie gab ein Telegramm auf an Oberleutnant Bergmann. „Frau Brand gestorben. Bin in großer Verlegenheit. Ganz allein. Wenn dir möglich, bitte komm.“ Gegen Abend kam die Antwort. „Bin morgen 10 Uhr 15 Min. dort. Friß Bergmann.“

Nun kam er. Eine wilde Unruhe durchlief sie die ganze Nacht. Die herabziehenden Sorgen und Ängste der letzten vier Jahre kämpften an gegen den früheren, stolzen Menschen, der wieder aufgetaucht war im Grunde ihres Wesens. Zwei Feuer kämpften miteinander. Am andern Morgen zog der stolze Mensch als Sieger, das zweischneidige Schwert im Arm, über den rauchenden Kaminplatz. Aber es war der alte, der gesiegt hatte, und doch nicht mehr der alte. (Schluß folgt.)

Das Glückskind.

„Doch Du, der mich kennst, Der noch schwelgt in meinen Küssen, Willst nichts mehr von mir wissen?“

Schmelzend, lösend klang das Lied der Musette und löste jubelnden Beifall aus. Zwei sehnsüchtige, verlangende Augenpaare fanden sich, hasteten ineinander, rissen sich gewaltsam los, den Vorgängen der „Bühne“ zu folgen.

Heinz Leuten hatte das Interesse an der Oper verloren — ihre Willen war er ja gekommen, nun hatte er sie gefunden, erblickt. Was lag ihm an der perlenden Musik, den einschmeichelnden Weisen? Sein Auge sah nur sie, trank ihre Schönheit in durstigen Zügen. Wie schön sie war, wie unvergleichlich schön! Diese schlante, zierliche Erscheinung, dieses schmale, raffige Gesichtchen, die wundervollen dunkeln Sammetaugen, das schwarze Lockengewirr — Heinz Leuten stöhnte auf, bis sich die Lippen wund. O Herrgott, wie liebte er dieses Gesicht — die Sehnsucht nach ihrem Besitze brachte ihn fast dem Wahnsinn nahe. Und sie liebte ihn ja auch!

Margareta Ewers saß an der Seite ihres Bräutigams, des millionenreichen Amerikaners, John Broof, in der Loge. Morgen sollte die Ziviltrauung sein. Nach Schluß der Vorstellung hatte Broof seine Freunde zum „Junggesellenabschied“ in seine fürstlich eingerichtete Villa geladen. Margareta sollte in seiner ihr zur Verfügung stehenden Equipage nach Hause fahren — der letzte Abend, der ihr gehörte. Nein, er gehörte

nicht ihr allein; sie hatte seinem stürmischen, heißem Drängen nachgegeben — Heinz hatte Anrecht auf diese letzten Stunden, und wieder fanden sich ihre Augen.

Die Vorstellung war beendet; trippelnde Füßchen sprangen eilend die Treppen herab, seidenrauschende Schleppegewänder rieselten die teppichbelegten Stufen herunter, Sporen klirrten, Autos, Equipagen fuhrten vor, Türen wurden geöffnet, Verbeugung, Sandkfuß und lautlos auf Gummiträdern entfernten sich die Fahrzeuge.

John Broof geleitete seine bildhübsche Braut zur Equipage. Seine fleischige, mit unzähligen Brillanten geschmückte Hand fuhr lieblosend über ihren weißen Arm — ihr schauderte. Ungebildig zogen die feurigen Rappen an, stumm, regungslos lag der freie Theaterplatz. Reife losend strich der laue Nachwind durch die alten, mächtigen Bäume; ab und zu tönte der Lockruf eines Vögels durch die Stille der Nacht.

Tiefatmet legte sich Margareta in die seidentweichen Kissen zurück, schloß die Augen. Also morgen! Morgen gehörte sie diesem Manne, diesem Scheusal mit dem unbeimlich vielen Gelde! Sie war arm — ihre Eltern mußten sich sehr einschränken. Warum sollte sie da nicht nach diesem Glücke greifen? Das bot sich nicht zum zweiten Male. O, sie kannte die Lehren ihrer Eltern auswendig! Wollte sie denn ihr Glück mit Füßen treten, begriff sie denn nicht, wie dankbar sie diesem Manne sein mußte, der sie aus ihrer Armut befreite? Nur weil sie jung war und schön, nur! „Ja, Ihr Eltern, Ihr sollt zufrieden mit mir sein, ich halte das Glück fest mit beiden Händen!“

Spöttisch, hohnvoll kräuselten sich ihre Lippen, ihre Hand drückte leicht auf den elektrischen Knopf, zitternd, schnaubend standen die Rappen still. „Nun, fahre zur Villa des Herrn Broof, die paar Schritte zu meiner Wohnung kann ich zu Fuß geben, die Nachlust wird mir gut tun!“

Verlassen lag die kleine, stille Seitenstraße. Heinz Leuten Schritt war der einzige Laut, der die tiefe Stille unterbrach; doch jetzt tönten eilige, hurtige Füßchen dazwischen — wortlos, stumm, ergriffen führte Heinz Leuten Margareta seiner Befahrung zu — langsam, ganz langsam.

Ausgelassene, fröhliche Stimmung herrschte im Kreise der Junggesellen; der Sekt sloß in Strömen; Loaste wurden ausgebracht, Margaretens Schönheit in allen Tonarten besungen. John Broof lag freispreizig in dem tiefen Klubstuhl — er war doch ein Hauptkerl! Das sollte ihm mal einer nachmachen — das schönste Weib ward morgen sein! Geld hatte er genug, was schadete das, daß sie kein Vermögen besaß? Er hatte niemanden Rechenschaft abzulegen über sein Tun, auch nicht darüber, wie er zu dem märchenhaften Reichtume gelangte. Schön war sie, schön und jung! Er schmalzte mit der Zunge, lästern zwinkerten die kleinen Augen in dem feinsten Gesichte — schön war sie, schön und jung! Immer toller wurde die Seklaime, immer höher stiegen die Wogen der überschäumenden, sprudelnden Lebenslust — sie zechten, rauchten, lachten bis zum Morgengrauen.

Strahlend hell stieg der junge Tag aus dem Schoße der Nacht, leuchtende, warme Sonnenstrahlen küßten die säumigen Schläfer wach. Ein kleiner, vorwärtiger Sonnenstrahl huschte in die stille Seitenstraße, verschaffte sich Eingang durch festgeschlossene Gardinen, stahl sich leise, wie ein feder Dieb in das einfache Gemach und küßte Margareten weißes Stirn.

Niemals war Margareta schöner gewesen, als am Tage der Trauung. Und wie wurde sie beneidet! Sie ist halt ein Glückskind! So sagten alle, die sie kannten — nur einer nicht! C I a u f.



Die Papierzeugung eine der größten Industrien! Die größten Industrien, die in Deutschland gewaltige Massen an Werten erzeugen, sind die Steintohlenzeugung, die Roheisenproduktion und die Zuderzeugung. In ihnen ist im letzten Jahrzehnt auch die Herstellung von Papier gekommen und bildet nun einen der größten Bestandteile der nationalen Pro-

duktion. Wie jetzt bekannt wird, wurden im Jahre 1910 im Reich erzeugt:

Arten	Papier	Pappe	Zusammen
Tommen	1 436 509	364 276	1 790 785
Wert in Mark	416 858 806	56 210 516	472 568 821

Beinahe eine halbe Milliarde Mark Wert betrug die Produktion, und sie ist dabei in starker Steigerung begriffen. Denn gegen 1900 wurden nicht weniger als 18,7 Prozent Papier mehr erzeugt. Damit reicht die Papierzeugung an die anderen größten produzierenden Gewerbe heran. Diese bezeichnet:

Arten	Tommen	Wert in Mark
Steintohlangewinnung	152 827 800	1 526 604 000
Roheisenzeugung	14 793 600	802 861 000
Zuderzeugung	1 880 621	544 168 198
Papier u. Pappeproduktion	1 790 785	472 568 821

1 Kilogramm des erzeugten Papiers hat also 26,6 Pfg. Wert. Dieser Wert fällt etwas, denn die Wertsteigerung der gesamten Produktion betrug 14 Prozent — gegen 18,7 Prozent der Steigerung der Masse. — Das kommt daher, weil natürlich hauptsächlich die billigen Papierarten mehr gebraucht werden.

Der Krieg in der Kunst. Darstellungen von Schlachten sind in der Kunst so alt wie die Kunst selbst. In der ägyptischen Kunst nehmen die Schilderungen der Feldzüge, der Eroberungen, der Belagerungen, einen recht breiten Raum in den Reliefs und Wandmalereien ein. In der babylonisch-assyrischen Kunst aber bilden sie fast das einzige Thema, wenn man von der Jagd und den religiösen Themen etwa abliest. Auch in der griechischen Kunst herrscht, wozu man auch blüht, Kampf, Streit und Blutvergießen, von jener Keinen mythischen Schemen mit dem Relief einer Belagerung über die Giebelfelder von Regina bis zum Altar von Pergamon und den Mosaik der Alexander Schlacht. Mit der christlichen Zeit ändert sich das nicht wesentlich. Im ganzen Mittelalter sind die vornehmsten Stoffe ohne Frage die Geschichten der Bibel. Die weltliche Kunstgeschichte findet ihren Widerklang in der monumentalen Kunst nur selten, wengleich sie in den Miniaturen und Handschriften niemals ganz fehlt. In diesen Zweigen fehlt es also auch nicht an Darstellungen kriegerischer Ereignisse. Mit der zunehmenden Weltverwicklung im Zeitalter der Renaissance geht sofort wieder ein Anwachsen kriegerischer Kunstwerke Hand in Hand. Holbein, Rissius, Manuel Deutsch u. a. zeichnen Landsknechte und Kampfgenen. Und gar im 17. Jahrhundert wird zum Beispiel im Schaffen eines Rubens der Aufrührer kriegerischer Gewalten wieder stark und mächtig, mag auch Rubens seine Szenen meist in mythologisches Gewand kleiden, als Amazonenschlacht, Kampf auf der Brücke usw. Vorangegangen waren in Italien bereits Grothe der Kunst: Leonardo da Vinci hatte im Rathensaal zu Florenz die — leider zerstörte — Schlacht bei Anghiari gemalt, Michelangelo sollte auf die Gegenwart eine Szene aus den Kämpfen der Florentiner mit Pisa malen, kam jedoch über den Karton nicht hinaus. Nun brauchen wir noch einige Werke zu nennen, um die Verbindung mit unseren Schlachtenmalern zu haben: Velasquez malte die Uebergabe von Breda, für die Verherrlichung der Siege des „Sonnenkönigs“ sorgte ein Heer von Malern, Delacroix malte das „Gemebel von Ghios“, welche unabsehbare Flut von Kriegsbildern das Napoleonische Zeitalter heraufbeschworen, ist bekannt genug. Der Faden reißt nun nicht mehr ab.

Mein selbstgeschossenes Renntier. Ueber die Verheerung der Tierwelt Spitzbergens plaudert ein gelegentlicher Mitarbeiter des Kosmos-Handweisers (Stuttgarter) im neuesten Heft. Dem Schiffe aus ist es ja recht bequem, solch unterhaltenden Zeitvertreib, die Möben und andere Wasserfelle heranzutragen und seine Sicherheit im Treffen zu bekunden. Ob aber angehöfene, flügelarme Tiere sich noch lange quälen, ehe der Tod sie erlöst, das kümmert den trefflichen Schützen nicht! Das Schiff fährt weiter, und Möben gibt es genug. Wenn die Beute wenigstens mitgenommen werden könnte zum Ausstopfen daheim! So aber fallen die Tiere ins Meer, niemand zur Lust und niemand zur Freude. Neulich verhält es sich mit der Renntierjagd auf Spitzbergen. Da können es die Jäger nicht erwarten, auszugreifen, um die scheuen Tiere zu erbeuten. Im Jagdeifer wird auch das dritte Tier erlegt, obgleich man bei dem beschwerlichen Transport nur 2 zum Schiff bringen kann, ein anderes wird weidwund geschossen und berendet jämmerlich in einer Gletscherpalte. . . Sollte man es glauben, daß die „Jäger“ sich nicht scheuen, selbst garte Schmalztiere zur Strecke zu bringen! Nun herrscht auf den Dampfern, die die Nordlandsfahrten unternehmen, in bezug auf Wespfliegung solch ein Ueberfluß, daß das Fleisch der geschossenen Tiere durchaus keinen Wert für sie hat, im Gegenteil, manche der Passagiere haben einen Widerwillen dagegen. Auch das Geweih und das Fell der Renntiere ist nicht so kostbar, daß es das bindwärtige Schicksal rechtfertigte. Aber daß man sich zu Hause, am Stammtisch, brüsten kann mit dem Wort, „Mein selbstgeschossenes Renntier“, — das reißt so eine Art Ruhmeschimmer um das Haupt des glücklichen Schützen.